Nr. 139. Donnerstag, den 18. Juni 1914. 28. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰. Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: J. Reitze in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰. **Arbeitsmarkt, Vermietungs-** und **Familienanzeigen** 20 ₰. **Anzeigen-Annahme** Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (**bis 5 Uhr nachmittags**). in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit, Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung: Erdgeschoß, Buchdruckerei-Kontor: 1. Stock, Fehlandstr. 11.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. **Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. **Nord-Barmbeck** bei Robert Birr, Poppenhusenstr. 13. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Ortel, Baustr. 26. **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Fr. Hübener, Billh Röhrendamm 213 a, Hchpt **Wilhelmsburg** bei Adolf Bendt, Schulstr. 22 a. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Franz Rose, Friedensallee 46.

Hierzu zwei Beilagen.

Preußischer „Volksvertretungs“-Segen.

So, nun sind die „erlauchten, edlen und geehrten Herren“ von beiden Häusern des preußischen Landtages heimgekehrt oder in die Sommerfrische geeilt. Die „erlauchten“ sind die ganz hohen Herren fürstlichen Geblütes; die „edlen“ sind die Junker, die behaupten, sie seien, wie die Hohenzollern „auch von Gottesgnaden“ und früher in der Mark gewesen, als diese; die „geehrten“ sind die gewöhnlichen „Volksvertreter“ bürgerlichen Bluts, natürlich nur diejenigen, die zu den staatserhaltenden Parteien zählen, nicht auch die Sozialdemokraten im Abgeordnetenhause. Denn wer, dem es um Aufrechterhaltung der Reaktionsherrschaft zu tun ist, würde die „roten Gesellen“ würdig erachten, mitgemeint zu sein, wenn man von den „geehrten Herren“ die Rede ist!

Dem preußischen Parlament, das in seiner Eigenart als monströses Doppelwesen, Abgeordnetenhaus mit dem Dreiklassenwahlsystem und Herrenhaus mit dem System erblicher Vertretung-Berechtigung, der Berufung „aus besonderem allerhöchsten Vertrauen“ und der Standes-, Familien- und Körperschaftsvertetungs-Privilegien, einen schmählichen Hohn auf den Begriff Volksvertretung darstellt, kann sich diesmal einer besonderen Bevorzugung gegenüber dem Reichstage erfreuen. Die Session des Reichsparlaments ist geschlossen worden, obwohl damit eine ganze Reihe höchst wichtiger Gesetzesvorlagen, die zum großen Teil die vorbereitenden Kommissionen bereits wieder an das Plenum gebracht hatten, in den Orkus versanken. Hier wäre die Vertagung bis zum Herbst durchaus geboten gewesen, um bereits geleistete Arbeit nicht wertlos zu machen. Aber die Reichstagsmehrheit war nicht hübsch artig und folgsam gewesen gegen die Regierung, sie hatte sich an deren „Unannehmbar“ nicht gekehrt. Und zur „Strafe“ dafür, nicht aus sachlichen und rechtlichen Gründen, wurde dem Reichstage, diesem „Greuel-Geschöpf“ in den Augen der echt preußischen Leute, die Vertagung versagt, und zwar auf nachdrückliches Betreiben des preußischen Elements, der maßgebenden Faktoren.

Aber dieses Element hat seinem Parlament die Vertagung gewährt, damit unerledigte Gesetzentwürfe nicht unter den Tisch fallen und die Kommissionen weiter arbeiten können. Es kommt dabei wohl insbesondere die Rücksichtnahme auf das Fideikommißgesetz, das den Junkerinteressen dient, ein Privilegiengesetz schlimmster Art ist, in Betracht.

Der fünfmonatige Tagungsabschnitt hat nichts, aber auch rein gar nichts gebracht, was das Volk zu befriedigen vermochte, seinen Interessen entspricht. Was will es besagen, daß ein Ausgrabungsgesetz, die Ausdehnung des Moorschutzes, eine geringe Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Staatsarbeiter, die Besoldungsnovelle zustandegekommen sind? Wenn auch alles das nicht überflüssig, wenn es auch nützlich ist, so hat es doch so gut wie gar keine Bedeutung für die Entwicklung und Gesundung des Staatswesens, für den Fortschritt in Freiheit und Recht, für die Volkswohlfahrt.

In diesen Richtungen haben die Häuser der „erlauchten, edlen und geehrten Herren“ nicht nur nichts geleistet, nein, die dort herrschenden reaktionären Parteien haben im Bunde mit der Regierung des öfteren demonstrativ ihren Entschluß kundgegeben, es zu freiheitlichen Reformen nicht kommen zu lassen, alles in allem die Herrschaft der Reaktionäre zu stärken und weiter auszugestalten.

Unter keinen Umständen soll eine Reform des preußischen Wahlrechts erfolgen. Das schamlos ungerechte und frivole Dreiklassenwahlsystem soll bestehen bleiben. Es ist ja, um mit dem konservativen Abgeordneten v. Heydebrand und der Lasa zu sprechen, „ein sicherer Damm gegen die umstürzlerischen Massen der im Deutschen Reiche durch das allgemeine Wahlrecht entfesselten Gewalt des vierten Standes“. Nicht einmal eine „Reform“ solch kläglicher Art, wie sie im Jahre 1910 die Regierung erfolglos vorgeschlagen hatte, soll erfolgen. Die ganze Dreiklassenwahl-Ungerechtigkeit soll unangetastet bleiben zur Schmach Preußens und des ganzen Reichs.

Man erinnere sich der schamlos-frechen und brutalen Angriffe, die in den Debatten über das Verhältnis Preußens zum Reich und bei andern Gelegenheiten aus dem Munde junkerlicher Kreaturen gegen das Reichstagswahlrecht, den Reichstag selbst, den Parlamentarismus gerichtet worden sind, ohne daß die Regierungsherren sich gemüßigt gefunden hätten, solche Gewissenlosigkeiten und Nichtswürdigkeiten „staatserhaltenden“ parteipolitischen Geistes gebührend zurückzuweisen. Dem Reichstagspräsidenten überließen sie es, gegenüber dem politischen Notzuchtsversuch der Junker die Würde des Reichstags zu wahren.

Und dann die Hetze der „erlauchten und edlen Herren“, ihre Scharfmacherinfamie, gerichtet gegen die Sozialdemokratie und die freie gewerkschaftliche Arbeiterorganisation, gegen das Koalitions- und Vereinigungsrecht der Arbeiter unter dem elenden Vorwande der „Notwendigkeit des Arbeitswilligenschutzes“, der „Bekämpfung des sozialdemokratischen Terrorismus“ sowie die erbärmlichen Versuche, die Justiz zu beeinflussen, gegen die sozialdemokratische Reichstagsfraktion wegen des Sitzenbleibens beim Kaiserhoch „entschieden vorzugehen“.

Bei allen Vorstößen gegen die Reichsverfassung, gegen bestehendes und vom Volke gefordertes und erstrebtes Recht, gegen Sozialdemokratie und Arbeiterklasse hatten die „Edelsten der Nation“ immer die Regierung auf ihrer Seite, teils ganz offen, teils hinter Verelgenheitsausreden versteckt. Denn sie sind die Herren im Staate, und leider erstreckt sich ihre unheilvolle Herrschaft, die mit den reaktionären preußischen Regierungsgewalten identisch ist, auch auf das Deutsche Reich. Sie sind mächtiger als die unter ihrem Einfluß wechselnden Minister der Krone, ja, wie sich das so oft schon gezeigt hat, mächtiger als die Krone selbst, mächtiger als ihr König „von Gottes Gnaden“, dessen Diktum: „Es ist mein Wille“ sie — wie beim Wahlrecht — immer nur dann respektieren, wenn es ihrer nicht genug zu verdammenden, gewissenlosen Volksunterdrückungs- und Ausbeutungspolitik entspricht. Sonst pfeifen sie auf den feierlich verkündeten „Willen“ des „allerhöchsten Herrn“. Er mag der Herr „von Gottes Gnaden“ sein, der für sein Tun und Lassen „nur dem Himmel Rechenschaft schuldet“ und „sonst keinem verantwortlich ist“; die „Edelsten der Nation“ sind bemüht, unausgesetzt auf ihn einzuwirken, indem sie ihm begreiflich zu machen versuchen, daß er, um sie sich als „festeste Stützen des Thrones“ zu erhalten, also im Interesse der Dynastie, unbedingt ihren Willen tun müßte.

Sie sagen: „Keine Wahlrechtsänderung“ — und der Minister des Innern bekennt sich namens der Regierung zu derselben Parole. Sie zetern: „Unterdrückung des sozialdemokratischen Terrorismus“ — und der Minister verspricht ihnen, daß er diese Leistung staatserhaltender Politik vollbringen werde. Das Fideikommißgesetz des Landwirtschaftsministers genügt ihnen nicht, sie verballhornisieren es — und der Minister fügt sich ihnen nach schwächlichem Widerstreben. Und wenn Herr v. Bethmann-Hollweg, der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident, nun nicht bald einsieht, daß er „viel zu wenig preußisch“, „viel zu liberal“, ja geradezu „demokratisch“ ist — wenn er sich nicht unbedingt zu den Forderungen bekennt, die sie als die „wichtigsten der Gegenwart“ bezeichnen — dann werden sie diesem philosophischen Staatsmanne ihre entscheidende Macht fühlen lassen, ihm die Wege weisen.

Schließlich haben die „erlauchten und edlen“ Herrenhäusler noch eine Musterleistung zugunsten der „bewährten preußischen Beamtendisziplin“ vollbracht und dabei dem Abgeordnetenhause eine schlechte Zensur erteilt. Die Mehrheit dieses Hauses hatte, ausnahmsweise rein vernünftiger Eingebung folgend, es abgelehnt, daß der skandalöse Disziplinararrest gegen die Krankenkassenbeamten angewandt werde. Aber die junkerliche Mehrheit des Herrenhauses empörte sich gegen diese Verletzung der Traditionen der „guten alten Zeit“. Sie verwarf den Beschluß des Abgeordnetenhauses; sie wollen auch die Krankenkassenbeamten der entwürdigenden „Disziplinierung“ durch Arreststrafe unterwerfen; über jeden dieser Beamten soll beständig das Damoklesschwert dieser Strafe hängen. So muß denn das Abgeordnetenhaus sich nochmals mit dieser „Frage“ befassen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sich dann in ihm eine Mehrheit findet, die der Herrenhäusler-Sippe zu Kreuze kriecht.

Ueber das „Heldenstück“, das sich die Mehrheit des Abgeordnetenhauses unmittelbar vor der Vertagung leistete, indem sie den sozialdemokratischen Antrag auf Einstellung des gegen den Abgeordneten Liebknecht vor dem Ehrengerichtshof für Rechtsanwälte in Leipzig eingeleiteten Disziplinarverfahrens für die Dauer der Session ablehnte. Sie hat damit gebrochen mit einer alten, bisher stets beobachteten parlamentarischen Gepflogenheit, und zwar nicht etwa aus rechtlichen und sachlichen, sondern aus persönlichen Gründen, die sich gegen den Abgeordneten Liebknecht richten; sie hat ihn unter dem Vorgeben, daß man „das Wirken der Justiz nicht sistieren und der Gerechtigkeit nicht in den Arm fallen“ dürfe — eine Erwägung, die bisher noch niemals für die Aufhebung der Abgeordneten-Immunität geltend gemacht worden ist — den Ehrenrichtern überliefert. Ein „Heldenstück“, durchaus würdig der „politischen Moral“ der Mehrheit des Dreiklassenparlaments.

Nun mögen die „erlauchten, edlen und geehrten Herren“ in den langen Ferien sich stärken und vorbereiten zu neuen Leistungen, die dem Volke beweisen, daß das bestehende preußische Parlament fallen muß, wenn es zu einer wirklichen Volksvertretung kommen soll.

Der Hansabund und die Angestellten.

Zur Tagung des Hansabundes in Köln, worüber wir bereits berichtet haben, wird uns aus Angestelltenkreisen geschrieben:

Der Hansabund hat schon seine Rolle ausgespielt. Herr Rießer ist am Ende seiner Weisheit und seiner Kraft. Als er im Jahre 1909 auszog, um dem deutschen Volke zu einer zeitgemäßen Wirtschaftspolitik zu verhelfen, stand an der Spitze aller Reden der Satz von der „unüberbrückbaren Kluft“ zwischen der konservativen Agrardemagogie und dem freiheitlichen Geist der liberalen Weltanschauung. Heute, nach fünfjährigem Bestehen, hat dieser Gegensatz plötzlich seine Unversöhnlichkeit verloren und Herr Rießer unterbreitet der erstaunt aufhorchenden Mitwelt als neues Programm eine Paritätspolitik, die auf jeden Kampf und jede Auseinandersetzung verzichtet und nur noch von einem billigen Ausgleich der widerstreitenden Interessen handelt. Das Staatsministerium soll „paritätisch“ aus Mitgliedern der beiden konservativen Parteien, des Zentrums und der beiden liberalen Gruppen zusammengesetzt werden, und mit dieser Regierung will Herr Rießer dann — die Sozialdemokratie bekämpfen! Die Idee ist so dumm und so nationalliberal, daß selbst gemäßigt liberale Blätter, wie das „Berliner Tageblatt“, sich sofort dagegen gewandt und die absolute Zwecklosigkeit solchen Planes betont haben.

Man kann sich in der Tat kaum einen größeren Widerspruch denken als den, der sich zwischen diesem Grabgesang und Rießers ersten Reden offenbart. Im letzten Grunde allerdings entspricht seine jetzige Haltung vollkommen jenen „Kreuzzeitungs-Briefen“, mit denen er im Dezember 1910 seine erste große Verbeugung vor den Konservativen vollzog. Damals versicherte er, daß er von der Notwendigkeit einer Bekämpfung der Sozialdemokratie durchdrungen sei, und, um jede Mißdeutung auszuschließen, fügte er ausdrücklich hinzu, daß der Kampf gegen die agrarische Herrschaft nur neben jenem ersten und wichtigeren geführt werden solle. Diesem Programm ist Herr Rießer treu geblieben; er hat es sogar weiter entwickelt, indem er jetzt nicht nur gegen die böse Sozialdemokratie zu Felde zieht, sondern auch den unbotmäßigen Privatangestellten den Krieg erklärt!

Nach der Art unserer großindustriellen Scharfmacher ist er zu der Meinung gelangt, daß die Zukunft des deutschen Volkes in Frage gestellt wird, wenn die radikalen Angestelltenverbände über die „gemäßigten“, das heißt über die alten kraftlosen Harmonieverbände den Sieg davontragen. Nur die Vereine, die für die nationalliberale Sozialpolitik Verständnis haben und jede ernsthafte Vertretung von Arbeitnehmerinteressen ablehnen, sollen ferner des Hansabundes Wohlwollen genießen; von den radikalen Verbänden jedoch, die in dem Unternehmer einen Feind erblicken und ihre Forderungen eventuell mit allen gewerkschaftlichen Mitteln verfechten, will man weit abrücken.

Diese mit besonderer Betonung vorgetragenen Erklärungen haben zunächst das Eigentümliche, beinahe wörtlich mit den Aufforderungen übereinzustimmen, die die „Deutsche Arbeitgeberzeitung“ in dieser Hinsicht bereits im Herst 1909 an die Leitung des Hansabundes gerichtet hat. Der Vorgang beweist also nur, daß der Hansabund sich vollständig im Schlepptau der schlimmsten Scharfmacher befindet. Es ist dasselbe Spiel, wie seinerzeit mit dem Koalitionsrecht. Auch dieses wollte der Hansabund anfänglich durchaus nicht in das Feld seiner Tätigkeit einbeziehen; denn es lag ja auf der Hand, daß jede Entscheidung in dieser Frage ihn mit zahlreichen Volksschichten in Gegensatz bringen mußte, auf die er, wenn er den Kampf gegen das agrarkonservative Regiment ernsthaft führen wollte, unbedingt angewiesen war. Aber diese gefährliche Klippe in der Hansabundpolitik ist von seinen Gegnern auf der Arbeitgeberseite schnell erkannt und von ihnen freudig als beitgeeignete Angriffsfläche benutzt worden. Wochen- und monatelang erklang in den Organen der Schwerindustrie die Frage, welche Stellung denn der Hansabund zur Frage des Arbeitswilligenschutzes einzunehmen gedenke, und dessen Führer waren durchaus nicht die Männer, die sich stark genug fühlten, um solchem Treiben gegenüber kaltblütig mit den Achseln zu zucken und zu erklären: Das geht uns gar nichts an! Im Gegenteil, diese fortgesetzten Anfragen sind ihnen der willkommene Anlaß gewesen, um sich einmal offen zu ihren eigenen unsozialen Neigungen zu bekennen und jene berühmte Denkschrift über die Schmälerung des Koalitionsrechtes und den verstärkten „Arbeitswilligenschutz“ ohne Inanspruchnahme der Gesetzgebung herauszugeben, durch die sich der Hansabund für alle Zeiten als Scharfmacherorganisation par excellence bekannt hat.

Diese Stellungnahme hat ebenso wie seine zweifelhafte Haltung in andern sozialpolitischen Fragen nicht bloß bei den Arbeitern, sondern auch bei allen selbstbewußten Privatbeamten große Entrüstung hervorgerufen und namentlich die letzteren veranlaßt, ihre Gegnerschaft gegen den Hansabund offen anzumelden und ihre Mitglieder vor jeder Unterstützung dieses verfehlten Gebildes zu warnen. Der Bannfluch, mit dem Herr Rießer die radikalen Angestelltenverbände nun in seiner Kölner Rede bedacht hat, war deshalb im Grunde ein sehr harmloses Privatvergnügen, das an den bereits vollzogenen Tatsachen nichts mehr zu ändern vermag. Er ahmt damit nur die Geste jener Leute nach, die allemal, henn sie etwas verloren haben, nachträglich noch ein eigenes Verdienst daraus machen wollen. Aber Herr Rießer braucht diese Gesten, um seine Zuhörer zu unterhalten und um seinen Geldgebern irgendetwas zu sagen, was ihnen angenehm in den Ohren klingt.

Herr Rießer ist eben am Ende seines Lateins angekommen. Der große Gedanke einer Sammlung aller erwerbstätigen Personen in Handel, Gewerbe und Industrie zur Ueberwindung und Beseitigung der agrarischen Mißwirtschaft ist kläglich gescheitert. Gescheitert an der intransigenten Politik der Schlot- und Grubenbarone, denen weniger an niedrigen Zöllen als an niedrigen Löhnen gelegen ist. Trotz des Ausscheidens des Herrn Landrat a. D. Rötger und seiner Freunde ist der Hansabund heute nichts anderes mehr als eine Filiale des Zentralverbandes Deutscher Industrieller oder, wenn man will, der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände.

Politische Uebersicht.

Der „Schutz der Staatsautorität“.

Der am letzten Sonntag gefaßte Beschluß der sozialdemokratischen Vereine Berlins, für die Erkämpfung des allgemeinen gleichen Wahlrechts für Preußen eventuell auch einen Massenstreik ins Auge zu fassen und für den Zweck einen Kampffonds zu gründen, hat die reaktionären Verteidiger des Dreiklassenwahlrechts ganz aus dem Häuschen gebracht. Sofort wetterte in der „Post“ der freikonservative Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz dagegen los mit dem lieblichen Bemühen, schon die Erwägung eines politischen Massenstreiks zum Hochverrat zu stempeln. Er schreibt:

„Von selbst wirft sich die Frage auf, ob nach dem geltenden Rechte die Vorbereitung der Revolution und die Sammlung eines Revolutionsfonds ungestraft öffentlich beschlossen werden darf, und wenn diese Frage nach Lage unserer Strafgesetzgebung aus dem Grunde zu bejahen wäre, weil man zur Zeit ihrer Verabschiedung die neueste Form der Revolution, des Massen- oder Generalausstandes noch nicht kannte, so reiht sich daran ohne weiteres die Frage, ob es nicht notwendig und dringlich ist, unsere Strafgesetze alsbald durch Bestimmungen zu ergänzen, welche die Aufforderung zum politischen Massenausstand oder zu einer Vorbereitung unter die Strafe des Hochverrats stellen.“

Ueberfluß.

Roman von Martin Andersen Nexö.
Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy.

[44]

Aber in der Nacht wurde Karl durch heftiges Stechen in der einen Seite geweckt. Er mußte mehrere Stunden lang schief im Bett liegen, dann verschwand der Schmerz plötzlich und tauchte kurz darauf in der einen Schulter unterm Schlüsselbein wieder auf. Die ganze Nacht lag er, auf jede Bewegung und Empfindung in seinem Körper lauschend und spähend, und am nächsten Tage ging er zum Arzt und erklärte ihm umständlich alle Krankheitsanzeichen.

Der Arzt erkannte auf eine leichtere Pleuritis und meinte, sie werde sich im Laufe von einer oder zwei Wochen wieder geben. Der Patient solle aufbleiben und wie bisher ins Freie gehen, aber die Abendluft vermeiden und seine Temperatur im Auge behalten.

Karl war erbittert darüber, daß der Arzt die Sache nicht ernster nahm, und beschloß, nicht mehr zu ihm zu gehen. Bei all seiner Kränklichkeit litt er zum ersten Male an einer bestimmt lokalisierten Krankheit, und diese nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Empfindungen kamen und gingen, sie wechselten beständig den Ort, bewegten sich vom Lungenjack zur Lungenspitze oder von der einen Lunge zur andern; bald spürte er einen Stich, der schneidend weht tat, wenn er atmete, bald bloß ein Zerspringen einer ganzen Reihe von kleinen Bläschen, während er Luft einatmete.

Er merkte, daß die Stimmung viel zu sagen hatte. Es gab Zeiten, wo ihm gar nichts fehlte; aber dann genügte ein wenig Niedergeschlagenheit bei dem Gedanken, daß es gewiß wiederkommen werde, das Ganze hervorzurufen. Und dann kam die Angst, bewirkte eine Stauung im Blutumlauf und verschlimmerte den Zustand noch mehr. Und es stellte sich etwas Neues ein, ein hartnäckiges, verzweifeltes Dagegenkämpfen, hier und da abgelöst durch entsprechende Selbstaufgabe, die äußerst qualvoll war. Er konnte sich nicht mehr in seinen Zustand der Schlaffheit versenken und fühlte, daß im Ernstfall der Todeskampf wieder aufflammen und schlimmer als je werden würde, jetzt, wo er am Leben Geschmack gefunden hatte.

Sein ganzer scheuer Drang nach Einsamkeit tauchte wieder in ihm auf. Er wich Else aus und verkroch sich wie ein kranker Hund. Und die beiden Frauen begannen wieder, gequält auf seine Tritte zu lauschen, geflüsterte, bedrückte Gespräche zu führen, wie es ihm wohl heute gehen möge. Bloß der Umstand, daß er sie in seiner Nähe duldete, wurde wieder ein Lichtpunkt in ihrem Dasein.

Eines Abends, als er früh zu Bett gegangen war und sie sich beeilt hatten, mit der Arbeit fertig zu werden, um ihm Gesellschaft zu leisten, jagte er sie aus seinem Zimmer und bat sie, sich um sich selber zu kümmern. Hart erzählte er ihnen, daß er ihr weinerliches Mitleid nicht aushalten könne und am nächsten Tage abreisen wolle. Er hörte Else den größten Teil der Nacht weinen, blieb aber fest: war es doch eine nützliche Operation, das Kranke aus ihrem Dasein wegzuschneiden. Darum wollte er abreisen, sich in einem entlegenen Landesteil in irgendein Krankenhaus begeben und dort sterben.

Als Else ihm am Morgen seinen Tee bringen wollte, war die Tür verschlossen, und auf ihr Bitten, zu öffnen, gab er keine Antwort. Am Vormittag hörten sie ihn die Treppe hinabkommen und auf dem Korridor kramen, und kurz darauf ging er draußen den Weg entlang, gebeugt und mit schweren Schritten.

„O Mutter, Mutter,“ rief Else schluchzend.

„Na na, das geht schon wieder vorüber. Er ist ja nicht zum ersten Male so.“

„Aber so arg war es noch nie — er will mich ja gar nicht kennen.“

„Der dumme Mann sollte sich schämen! Solange er Dir gefallen kann, braucht er sich wohl keine Skrupel zu machen. Aber die Krankheit ist's, davon ist er so verstört; Du sollst sehen, es wird schon wieder gut mit ihm werden. Vielleicht haben wir uns auch zu sehr um ihn gehabt.“

„Es kommt bloß daher, weil er so viel an mich denkt.“

„Ja, das ist eine schöne Art, an die zu denken, wenn man sich aufführt, als ob man sie nicht leiden mag. Na ja, jedem sein Pläsier.“ Die Mutter sagte das geschwind und lärmend, sie konnte diese Kopfhängerei, mit der es jeden Tag schlimmer wurde, nicht leiden.

Eine Zeitlang arbeiteten sie schweigend; aber dann hörte Else plötzlich mit einem verzweifelten Ruck auf: „Nein, ich halt es nicht aus, Mutter! Du weißt nicht, wie entsetzlich es ist.“ Schluchzend legte sie sich über den Tisch.

„Aber so nimm doch Deine Sachen und geh ihm entgegen,“ sagte die Mutter mit raschem Entschluß. „Gewöhnlich hilft das ja bei ihm, wenn er sieht, wie Du ihm nachläufst. Lieber das, als hier für nichts und wieder nichts heulen.“

Else gehorchte zögernd. Aber die Mutter sah recht gut, wie sie sich beeilte, als sie erst aus dem Pförtchen hinaus war.

Mit ziemlich hartem Ruck begann Dortea Hansen wieder mit der Arbeit. Es war ihr schon recht, auch Elses Arbeit verrichten zu sollen. Mit Elses Fleiß war es sowieso nicht weit her in der letzten Zeit, da sie ihre Gedanken nicht recht beisammen hatte und sie Karl außerdem mit Beschlag belegte für Spaziergänge. Es war sicher richtig so, und dem Mädchen tat es gewiß not, sich ein wenig zu amüsieren, während sie jung war. Aber dies hier schien ja in bloße Kläglichkeit auszulaufen, und das war schade für sie.

Frau Hansen begriff ihn nicht; denn nun hatte sie ihn so einigermaßen gesund gefüttert und seinen Magen in Ordnung gebracht; und er war im Begriff, diese Krankheit, die überall und doch nirgends saß, zu vergessen — und da ging er auf einmal hin und wurde wirklich krank! Aber wenigstens brauchte er Else — und bald hätte sie gesagt: auch sie selbst — mit seiner schwarzen Laune nicht anzustecken. Herrgott, er trug doch auch nicht den Jammer der ganzen Welt auf seinen Schultern, und jedenfalls wurde es nicht besser, mochten sie alle drei den Kopf noch so sehr hängen lassen.

Sie gönnte Else und auch ihm all das Glück, das sich auf Gottes grüner Erde auftreiben ließ. Die beiden liebten einander nun einmal, und es konnte vielleicht gutes und böses daraus werden — aber darüber wußte man nichts. Und so, wie es war, war es nun einmal! Man mußte versuchen, das Beste daraus zu machen, und sie fand, Karl tat das nicht — und auch Else nicht, wenn sie ihm so nachrannte, um ihn wieder zu besänftigen.

Else schritt schnell aus. Der Wind fegte über den gefrorenen Weg und peitschte ihr den scharfen Kies ins Gesicht; ihre Seele blutete beim Gedanken an Karl.

Daß er sich so ihre Liebe zum Vorwurf machen konnte, gerade wenn er sie am allernötigsten brauchte, verstand sie nicht — sie fühlte sich ja beglückt durch ihn, wie er auch war. Aber daß er Angst hatte, das verstand sie; wie entsetzlich hatte es ihr Herz bedrückt und gequählt, wenn sie die Gedanken aus seinen Augen ablas.

Und außerdem mußte er ja gar nicht sterben; das waren bloß Gedanken, auf die er kam, weil er ein Mann und trotzdem nicht stark war. Sie würde ihn an sich pressen, bis er warm und kräftig würde; denn Gesundheit steckte an, das hatten sie ja schon gesehen. Und wenn er trotzdem schwächlich blieb, so konnten sie doch glücklich werden. Sie würde ihm eine starke, gute Schwester sein und ihn tragen, wenn es nötig war; gerade das machte sie so stolz, alles für ihn zu tun und ihn zu behüten. Und es lag etwas so Rührend-Liebes darin, sich ihn recht hilflos zu denken — wenn es denn nicht anders sein konnte.

Aber wenn er recht hatte in dem entsetzlichen Punkt, so konnte auch das sie nicht trennen. Selbst wenn sie es nicht gewollt hätte, mußte ihr Leben mit dem seinen verrinnen, so verschmolzen war sie mit ihm.

Sie konnte den Weg ein langes Stück mit den Augen verfolgen, aber Karl war nicht zu sehen. Dann hatte er sich gewiß hinter einem Strauch oder einer Hecke versteckt und tauchte nachher plötzlich auf! Wenn er nur wollte . . . der Stoß ins Herz war so herrlich, wenn sie ihn plötzlich gewahr wurde.

Aber er tauchte nicht auf, und jetzt waren auf der ganzen Strecke bis zur Wassermühle keine Hecken mehr — so weit konnte er nicht gehen. Sie blieb stehen und blickte mit dem Ausdruck stummer Klage um sich, dann ging sie etwas weiter und bog in den Weg ein, der übers Feld nach dem kleinen Eichengebüsch führte.

Der Pfad erstreckte sich in einen tiefen Graben hinab, der mit gefrorenem Schnee gefüllt war, und von da über einen hohen Deich und ins Gehölz hinein; der Stamm einer alten Eiche lag horizontal über dem Eingang, so daß man sich tief bücken oder darüberwegklettern mußte. Drinnen gab es nackte, knorrige Eichen und offene Rodungen, wo keine Tannen und Buchen wuchsen.

Karl saß zusammengekauert hinter einem großen Stapel Brennholz; als er Else erblickte, stand er auf und lief davon. Aber sie verfolgte ihn, die allerzärtlichsten Namen rufend, die sie wußte, und endlich warf er sich ächzend auf einen Fleck von steifgefrorenem Waldgras hin. „Geh' Deiner Wege!“ zischte er und starrte feindselig auf ihr gesundes, rotwangiges Gesicht.

Doch sie schritt auf ihn zu und ließ sich neben ihm auf den Boden fallen. „Ich muß doch da sein, wo Du bist,“ sagte sie und lächelte ihm unsicher zu. Und plötzlich schlang sie die Arme heftig um ihn: „Ich bin ja Dein, nicht wahr?“

Mit schmerzlichem Zucken machte er sich frei.

„Ach, Du Lieber, hat es weh getan?“ Aengstlich starrte sie ihn an.

Er öffnete den Mund an der einen Seite — boshaft, schloß ihn aber wieder.

„Tut es da drinnen sehr weh?“ fragte sie und ließ ihre Hand über seinen Rücken gleiten.

„Ach, verschon' mich doch mit Deinem Mitleid,“ sagte er hart.

„Liebst Du mich denn gar nicht?“ fragte sie leise.

„Nein — ich hasse Dich.“

Mit vorwurfsvollem Lächeln sah sie ihn an:

„Aber, mein lieber Junge, wie kannst Du das übers Herz bringen?“

„Ja, ich hasse alles Gesunde! Gern söge ich Dir das Blut und auch das Leben aus, wenn das mir selber helfen könnte — mehr mach' ich mir nicht aus Dir.“

„Aber es gehört ja Dir — alles,“ sagte sie mit glänzendem Blick. „Nimm es doch! Auch wenn es Dir nichts nützen kann, sollst Du es nehmen — um zu sehen, wie lieb ich Dich habe. Denn ich bin Dein — nur Dein!“ Große Tränen traten ihr in die Augen.

„Was soll ich mit Deinem Leben?“ fragte er höhnisch. „Du kannst es mir nicht einmal geben, sondern es höchstens für Dich zerstören. Niemand kann dem andern etwas geben,“ fuhr er, sie übertönend, fort, als er sah, daß sie den Mund öffnete. „Man kann nur nehmen, und nur, wenn man der Stärkere ist. Der Starke beraubt den Schwachen — stets. Du beraubst mich — ohne es zu wollen,“ fügte er milder hinzu, „Du bringst mich dazu, daß ich leide, mich schäme und mir gemein vorkomme, weil ich